

## Lebenslauf.

Am Tage des bethlehemitischen Kindermordes, am 28. Dezember also, 1911 bin ich in Riga geboren. Wie mein Großvater und Urgroßvater war auch mein Vater Schmied, von dem man sagte, wo seine Faust einschläge, da wachse kein Gras mehr. Trotzdem war er ein äußerst gutmütiger, hilfsbereiter Mensch, der Kinder liebte und seine ungewöhnlichen Körperkräfte außer in seiner Arbeit zur Verteidigung der Kleinen, Alten und Schwachen einsetzte. Seine Vorfahren stammten aus Ostpreußen, worauf auch der Familienname Enderneit hindeutet. Einer von ihnen ist zur Zeit des Napoleonischen Rußlandfeldzuges nach Kurland versprengt worden und dort hängen geblieben. Meine Mutter stammte gleichfalls aus einer deutschen Handwerkerfamilie, die aber schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Kurland ansässig war. Mutter, 1975 an einem stürmischen Apriltage geboren, als die Kurländische Aa über die Ufer getreten war, und der Verkehr in den Straßen Mitaus, der einstigen Herzogsresidenz, nur durch Boote erfolgte, erreichte das hohe Alter von bald 98 Jahren. Sie hatte in ihrem Gedächtnis eine Fülle an Kindheits- und Lebenserinnerungen aufbewahrt, von denen sie bereitwillig erzählte. Ja, sie wußte auch davon noch zu berichten, was sie von ihren Eltern und Großeltern vernommen hatte.

Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges siedelten meine Eltern nach Moskau über. Meine ersten Kindheitserinnerungen sind mit dem unheimlich farbigen Volksleben zu jener Zeit in Moskau unlöslich verknüpft. Aber wir erlebten dort auch die Oktoberrevolution, Straßenkämpfe, den roten Terror und Hungersnot. Rund 60 Jahre später, im August vergangenen Jahres, sah ich Moskau wieder. Von den damaligen Sperlingsbergen, die jetzt den Namen Lenins führen, blickte ich erneut auf die Stadt herab: Beton, untermischt von Grünanlagen, soweit das Auge reicht, ein Konglomerat von Hochbauten, Vorstadthäusern, Bauplätzen, Fabrikanlagen, überragt von rauchspeienden Essen, das halbfertige Olympia-Gelände - die einstige Silhouette restlos zerstört. In mir aber existiert noch das Bild Moskaus, wie ich es als Kind gesehen hatte: zahllose goldschimmernde Kuppeln, die - zu drei oder vier gebündelt - aus einem blauschwarzen Meer von Dächern herauswachsen und in der Sonne glänzen, funkeln und Blitze sprühen. Mir tat die junge Moskauerin, die uns als Führerin zugeteilt war, leid. Sie wirkte genau so freudlos wie die regengraue Stadt in der Tiefe.

Am 18. November 1918 hatten die Letten einen selbständigen Staat proklamiert, die Republik Lettland mit der Hauptstadt Riga. Aus allen Himmelsrichtungen strömten Menschen verschiedener Nationalität, die auf dem Gebiet des neugegründeten Staates geboren waren, in die Heimat zurück.

Auch meine Eltern entschlossen sich zur Heimkehr. Es herrschten noch Kriegsverhältnisse, so daß wir für die Rückfahrt zehn Tage benötigten. Wenn die Lokomotive kein Brennmaterial mehr besaß, mußten die Männer aussteigen, um im Walde Holz zu schlagen. Darnach konnte der Zug weiterfahren.

Im Januar 1919 trafen wir in Riga ein, wo wir uns nach der Notzeit in Rußland erst einmal sattessen konnten. Doch dauerte es nicht lange, so überfluteten kommunistische Verbände erneut das Land. Verhaftungen und Erschießungen waren an der Tagesordnung. Auch der Hunger herrschte wieder, schlimmer als wir es je erlebt hatten. Die Bilder der Gewalt: Gruppen verhafteter Männer, Frauen und Jugendlicher, die von Rotarmisten in die Gefängnisse getrieben wurden; Leichen, die man - mit Planen notdürftig bedeckt - zum Friedhof karrte; sie schwinden nicht mehr aus dem Gedächtnis. Am 25. Mai 1919 befreite die Baltische Landeswehr zusammen mit lettischen Schützenverbänden Riga vom bolschewistischen Terror. Ich sah einen erschossenen, bärtigen Mann im Rinnstein liegen und die patrouillierenden Schützen, denn aus einem unbekanntem Grunde war ich an diesem Tage mit meiner Großmutter in der Stadt unterwegs.

Es begannen die Schuljahre. Der Unterricht machte mir Freude. Wir lernten gleichzeitig drei Sprachen: die deutsche, lettische und russische. Später kam noch das Englische hinzu. Meine liebsten Fächer waren Geschichte, Literatur, Zeichnen und im Zusammenhang damit Kunstgeschichte. Die langen Sommerferien verbrachte ich teils an der Ostsee, teils auf dem Lande auf einem Bauernhof, woher meine Vertrautheit mit den lettischen Volksbräuchen, Märchen, Geschichten von Toten und Geistern und den lettischen Liedern, den Dainas, rührt, die schon Joh. Gottfr. Herder während seiner Rigaer Zeit beeindruckt hatten.

Im Jahre 1930 absolvierte ich die kaufmännische Abteilung der deutschen Fachschule. Aber ich erlebte damals das gleiche wie viele Jugendliche heute. Es herrschte gerade die Weltwirtschaftskrise der Dreißiger Jahre, und nichts war so rar wie ein Stellenangebot. Da nützte auch das beste Zeugnis nichts. Der Direktor der Fachschule, Professor Dr. Otto von Petersen - mittlerweile Dozent für

Germanistik am deutschen Herder-Institut in Riga - besorgte mir Abschriftarbeiten. Erst 16 Monate nach Absolvierung der Schule erhielt ich eine feste Anstellung: einen Vertrauensposten in einer internationalen, kirchlichen Arbeitsgemeinschaft, deren Zentrale sich in Genf befand. Die Arbeit war sehr interessant. Es erschien eine Monatsschrift, die vor allem über die kirchlichen Verhältnisse und politischen Bestrebungen in der UdSSR berichten wollte, und die ihre Leser nicht nur in fast allen Ländern Europas, sondern auch in Südafrika, Indien, Australien, Canada etc. fand. Zu meinen Aufgaben gehörte u.a. die Führung eines Pressearchivs über Rußland, wo alles gesammelt wurde, was für seine Geschichte, Kultur, Oekonomie, Industrie etc. etc. in Vergangenheit und Gegenwart von Bedeutung war. Das Material stammte vielfach aus dem Auslande, beispielsweise in holländischer oder bulgarischer Sprache und es blieb mir nichts anderes übrig, als auch solche Schriften zu "lesen", um wenigstens den Inhalt zu verstehen. Mit der Zeit aber bekam man Routine darin.

Den Urlaub verbrachte ich zumeist in Deutschland. Vor allem bot Berlin mit seinen Theatern und Museen sehr viel. Aber ich lernte auch Thüringen, Bayern und den Rhein kennen.

Doch auch in Riga fehlte es nicht an kulturellen Anregungen. Bei einer Einwohnerzahl von nur 300 000 traten die diplomatischen Vertretungen der verschiedenen Staaten und ihre "Kolonien" stark in Erscheinung. Außerdem rief die Regierung ausländische Fachkräfte ins Land, die beim Aufbau einer einheimischen Industrie und bei der Auswertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ihre Kenntnisse und Erfahrungen dem jungen Staate zur Verfügung stellen sollten. Auf diese Weise ergaben sich schon während meiner Schulzeit Kontakte zu Dänen, Schweizern, Tschechen u.a. Die Gesandtschaften wetteiferten mit einander, durch Ausstellungen und Kulturwochen die Bewohner Lettlands mit ihrem Land und Volk bekanntzumachen. Am rührigsten war wohl die Deutsche Gesandtschaft. Der Leiter der Goethe-Gesellschaft, Prof. Dr. v. Petersen, mit dem ich in Verbindung geblieben war, veranstaltete jedes Jahr eine deutsche Buch- und Hochschulwoche; u.a. hielten Max Planck und Ludwig Klages, der Begründer einer "biozentrischen Metaphysik", als Gastredner einen Vortrag. (Eine Bemerkung am Rande: Am 1. Mai 1938 las Hermann Claudius in Riga seine Gedichte. Ich erhielt einen schmalen Band: "Und weiter wachsen Gott und Welt" mit einer schönen Widmung von ihm. Als ich im Oktober 1978 ihm zu seinem 100. Geburtstag einen Brief schrieb, erinnerte er sich an die

Tage in Riga und sandte mir einen eigenhändig geschriebenen Gruß.)

Die Letten, immer schon daran gewöhnt, sich in Liedern, Sprüchen, Gleichnissen auszudrücken, hatten in knapp 50 Jahren eine unverhältnismäßig große Zahl an Schriftstellern und Dichtern hervorgebracht, die, wären ihre Werke übersetzt worden, auch außerhalb ihres Landes Anerkennung gefunden hätten. Ein Beispiel dafür ist Zenta Maurina, deren Bücher in deutscher Sprache der Maximilian Dietrich-Verlag in Memmingen betreut. Und doch ist das, was sie in deutscher Sprache geschrieben hat, nur ein schwacher Abglanz dessen, was sie in lettischer Sprache sagen konnte. In Lettland erschienen ihre Essays über den spanischen Kulturphilosophen Ortega y Gasset und Miguel de Unamuno, die damals so bekannt waren wie heute etwa Sartre oder Beckett. Sie schrieb über Rilke, Stefan George, Carossa, Hugo von Hoffmannsthal, über den lettischen Lyriker Fricis Bārda (1880-1919), dessen Gedichte voll mythischen Naturgefühls sich leider in keiner anderen Sprache - als vielleicht mit Ausnahme der litauischen - übersetzen lassen, ohne ihren Glanz und Zauber zu verlieren. Die Werke Sigrid Undsets etwa und die der Nobelpreisträger Sillanpää, Bunin, Pirandello fanden ihre Übersetzer und waren für mich in lettischen Ausgaben eher greifbar als in einer deutschen.

Riga besaß zahlreiche Lichtspielhäuser, ein Opernhaus, zwei lettische Theater, ein deutsches Theater, ein russisches Ensemble, einen jüdischen Club, in dem Konzerte und Theateraufführungen stattfanden und zu dem ich Zutritt hatte. <sup>Der</sup> Russische, Estnische, Polnische, Litauische Vereine veranstalteten Mandolinenkonzerte, Lieder- und Volkstanz-<sup>-Abende/</sup> in den großen Kirchen Rigas wurden die Matthäus- und Johannes-Passion von Bach oder etwa das Weihnachts-Oratorium von Heinrich Schütz - als Beitrag der deutschen evang.-luth. Gemeinden zum Kulturleben der Stadt - aufgeführt.

Ungemein prächtig wirkten die lettischen Sängereisen, auf denen sich die Chöre und Gesangsvereine des ganzen Landes trafen und man die schönen, so altertümlich wirkenden Trachten - sie unterscheiden sich stark von denen aller anderen Völker - neidlos bewundern konnte.

Dies alles hörte schlagartig auf, als der zweite Weltkrieg ausbrach. Als erstes verlor ich meine Anstellung, weil die Arbeit nicht mehr fortgeführt werden konnte. Kurze Zeit darauf begann die Umsiedlung der deutschen Volksgruppe aus dem Baltikum.

Am 7. November 1939 verließen meine Eltern und ich mit dem Schiff

Riga, ohne zu wissen, wo wir an Land gehen würden. Die Ausschiffung erfolgte dann in Gdingen, das in jenen Tagen Gotenhafen genannt wurde, von wo es in einem verdunkelten Zuge weiterging. In Pommern, im Kreise Gräfenhagen, fanden wir in einem kleinen ländlichen Ort in Privatquartieren Aufnahme. Nach ungefähr vier Wochen wurden wir erneut in einen Zug verfrachtet, und er setzte sich mit unbekanntem Ziel in Bewegung. Es war Posen, wo man uns aussteigen hieß. Mit Bussen wurden wir in die Unterkünfte gefahren. Meine Eltern und ich landeten in einer Schule, die man vollkommen ausgeräumt hatte. Das einzige "Mobiliar" bestand aus Strohschütten auf dem Fußboden der Klassenzimmer, wo mehrere Familien hausen mußten. Unsere Mäntel hängten wir an den ~~Türen~~ und Fenstergriffen auf. Verpflegung gab es reichlich, aber auch Ausgehverbot; jedenfalls in der ersten Zeit. Wir blieben mindestens drei Wochen in diesem Lager. Darnach wurde uns eine schlichte Wohnung zugewiesen.

Am 2. Januar 1940 trat ich eine Bürostelle in einem Emaillier- und Stanzwerk an, das ca. 10 km von unserem Wohnort entfernt lag. Im Sommer wurde die Uhr um zwei Stunden vorgestellt. Ich mußte deshalb schon um 5 Uhr (nach der Sonnenzeit war es erst 3!) aus dem Hause und, weil die Straßenbahnen zu einer so frühen Stunde noch nicht fuhren, in einem mehr als einstündigen Fußmarsch die Stadt durchqueren, um den Trolley-Bus zu erreichen, der mich dann an meinen Arbeitsplatz brachte. Nach zwei Jahren durfte ich die Stelle wechseln. Ich arbeitete nun in einem Verlage, das landwirtschaftliche Bücher und ein Wochenblatt herausgab. Mein Ressort war das Bild- und Pressearchiv und eine Bücherei mit ca. 10 000 Bänden, die außer Fachliteratur auch Geschichtswerke und Belletristik enthielt. Für mich am interessantesten waren die historischen Jahrbücher Posens, denn verständlicherweise wollte ich möglichst viel über Vergangenheit und Entwicklung des ehemaligen Westpreußens und der Stadt, die mir als "Heimat" zugewiesen worden war, erfahren.

Im September 1940 hatte ich meinen Urlaub in Wien verbracht, wo ich meinen jetzigen Mann kennenlernte, der dort als Wehrmachtangehöriger stationiert war. Am 18. 8. 1944 heirateten wir in Posen. Acht Tage später befand sich mein Mann wieder an der Ostfront.

Am 21. Januar 1945, als die Russen ca. 50 km vor Posen standen, flüchtete ich mit meinen Eltern nach Westen. Zurück blieb so ziemlich alles, was man uns, in großen Kisten verpackt, aus Riga nachgesandt und Monate später in Posen zugestellt hatte; u.a. Bücher

einige Manuskripte, die ja sowieso für die "Schublade" bestimmt waren, weil sie der gängigen Literatur jener Jahre nicht entsprachen, Tagebücher, Erinnerungsstücke, Photographien. Am meisten vermißte ich später meine sog. "Werkhefte" mit Notizen und Zusammenfassungen all der Vorträge, die ich in Riga und Posen gehört hatte, und mit den Auszügen aus jenen Werken, mit denen ich mich im Rußland-Archiv beschäftigt hatte. Auch um die Skizzen von Landschaften und Städten in Lettland, Estland, Deutschland, dem sog. Wartheland und Österreich tut es mir noch manchmal leid.

Neun Tage nach der Flucht aus Posen fanden meine Eltern und ich Aufnahme im Vaterhause meines Mannes in Schwaben, im Kreise Donauwörth, wo wir uns in der Landwirtschaft und im Haushalte nützlich machten, so daß wir von dem Hunger, der in den zerstörten Städten herrschte, verschont blieben. Wie es jedoch in Hannover, Bremen, Hamburg etc. nach Kriegsende aussah, davon konnte ich mich überzeugen, als ich wiederholt meine Verwandten und Bekannten besuchte, die in den Auffanglagern für die "Displaced Persons" (Hans Werner Richter beschreibt ihre Schicksale in seinem Roman "Sie fielen aus Gottes Hand") Zuflucht gefunden hatten und später in die Vereinigten Staaten, nach Canada, Südafrika und Australien auswanderten.

Während der zwei Jahre, die ich im Elternhause meines Mannes verbrachte, bestand meine ganze Lektüre aus einem schwäbischen Kochbuch und aus 365 Kurzbiographien von "Helden und Heiligen", das mir noch jetzt manchen guten Dienst erweist z.B. wenn es gilt, vor einer Fahrt nach Paris sich über die Lebensgeschichte der hl. Genoveva, die dort als Schutzheilige der Stadt verehrt wird, zu orientieren oder um festzustellen, was es mit dem hl. Petrus von Alcantara für ein Bewandnis hat, wenn man im Hospiz der "Alcantarinerinnen" in Assisi übernachtet hat.

Im Januar 1947 kehrte mein Mann aus einem amerikanischen Gefangenenlager in Marseille zurück. Er erhielt eine Anstellung in Wallerstein bei Nördlingen. Mir gefiel das Ries und seine tausendjährige, mittelalterlich wirkende Hauptstadt ebenso wie Dinkelsbühl oder das anmutige Oettingen. Ich beschaffte mir in Nördlingen die Jahrbücher des historischen Vereins, und vor allem war es die interessante Geologie des Rieses und der Alb, die mich fesselte. In Wallerstein schrieb ich versuchsweise einen Unterhaltungsroman, der später in sehr verkürzter Form in einem der Hefte "Roman am Sonnabend" abgedruckt wurde. Immerhin erhielt ich einige hundert Mark als Honorar, die ich zu jener Zeit gut gebrauchen *konnte*.

Der Brentano-Verlag in Stuttgart lud alle deutschen Heimatvertriebenen zu einem literarischen Wettbewerb ein. Aus mehr als 12 000 Einsendungen sind 83 Beiträge in dem Gemeinschaftswerk "Aber das Herz hängt daran" zum Abdruck gelangt. Mein Beitrag trägt den Titel "Der Weg nach Rom". Eine längere Erzählung, die ich an einen Verlag sandte, fand keinen Anklang, weil sie die Nöte und Probleme der Kriegs- und Nachkriegsjahre zum Inhalt hatte. "Die Leser verlangen heitere Themen", schrieb mir der Lektor und übersandte mir als Beispiel ein Bändchen der baltischen Schriftstellerin Else Hueck-Dehio: "Ja, damals" betitelt. Es sind "Zwei heitere estländische Geschichten aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege. Aber mit solchen konnte ich beim besten Willen nicht dienen. Ich war noch nicht einmal drei Jahre alt, als meine Eltern nach Moskau übersiedelten. Jene "heile Welt von der ein Eduard von Keyserling, Otto v. Taube, Werner Bergengruen Siegfried v. Vegesack, Frank Thiess und andere berichten, kenne ich nicht aus eigener Erfahrung. Noch meine Schuljahre waren von Mangel und Verzicht überschattet, da wir ja nicht mit Reichtümern aus Moskau zurückgekehrt waren. Die Ersparnisse, die mein Vater während der Zarenzeit gemacht hatte, waren durch einen Federstrich der Revolutionsregierung zu wertlosem Papier geworden.

In Wallerstein blieben wir fünf Jahre. Dann wechselte mein Mann die Stellung, und wir zogen nach Wustenriet, Gemeinde Großdeinbach. Als unser Sohn Klaus Martin 1958 geboren wurde (ein erster Sohn, der 1945 zur Welt kam, starb bereits nach drei Tagen), erhielten wir eine Wohnung in Gmünd, wo wir seitdem leben.

Nach der Erzählung "Sommerkind Silvia" fand ich keine Zeit mehr zum Schreiben. Mein fünfjähriger Sohn und die Pflege meiner alten Mutter nahmen mich ganz in Anspruch. Aber ohne geistige Beschäftigung kann ich nicht leben, und so begann ich, mich intensiver mit der italienischen Sprache zu beschäftigen. Im Jahre 1966 fuhr ich das erste mal nach Rom, und seitdem ist kaum ein Jahr vergangen, an dem ich nicht ein- oder zweimal in Italien gewesen bin. Mein Sohn kam in die Oberschule und begann Latein zu lernen. Mich faszinierte diese alte Sprache, mit der das Lettische Gemeinsamkeiten besitzt, die aus den modernen Sprachen längst verschwunden sind. Als die Volkshochschule gerade einen Lateinkurs anbot, meldete ich mich und habe ihn auch beendet. Darnach besuchte ich die italienischen Sprachkurse. Nun erschließt sich mir nach dem Baltischen und Slavischen allmählich auch der romanische Kulturkreis, denn keine Übersetzung, sei sie noch so gut, ist mit dem Original kongenial.

Schw.Gmünd, April 1979

*Herta Haf*